

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

5.4.1931 (No. 14)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 14



5. April 1931

Ziska Luise Schember / Das heilige Abendmahl

Geheimnisvoll auf weißer Wand,
Von Gottes Geisteshauch umweht,
Durch Lionardos Meisterhand
Das heilige Abendmahl erseht.
Des Herren halbvollendet Bild
Sieht strafend streng den Maler an:
„O Auge, mitleidvoll und mild,
Aufstöhnt in Schaffensqual der Mann,
„Daß Heiland, mich dein Antlitz seh'nt!
Voll Inbrunst er zum Höchsten fleht:
„Allmächt'ger, höre mein Gebet
Und laß, um was ich bat, gescheh'n!
Durch Mailands Gassen müd' er irrt,
Bis er zu Nacht auf einer Bank
Erschöpft, verzweifelt und verwirrt,
Trostlos in sich zusammensinkt.
„Um zu vollenden, was ich schau,
Verlaß mich nicht und laß gescheh'n,
Daß ich den Heiland möge seh'nt!
An mich, o Gott, ging doch dein Ruf!“

Als Antwort eine Stimme weich
Ihm heimgeleit und Hilfe bot,
Wie Harfentlang vom Himmelreich. —
Bebend erblickt beim Morgenrot,
Umleuchtet von der Liebe Licht,
In seines Helfers Hochgestalt
Der Meister Jesu Angesicht!
Der Offenbarung Gottgewalt,
Gewährung auf ihn niedertaut,
Unendlich, wie der Gnade Meer.
Er malt und malt, was er erschaut,
Erfüllung brandet um ihn her. —
Von ferne staunt der Schülers Schar:
Anbetend Lionardo kniet
Vor seinem eig'nen Werk fürwahr! —
Durch seine Seele zieht ein Lied.
Verunken sind ihm Raum und Zeit,
Vorüber hängen Suchens Qual:
Gott schenkt' ihm Schöpferfertigkeit. —
Vollendet ist das Abendmahl.

Fritz Droop / Romantisches Reise-Abenteuer

Der Regen goß in Strömen, als der Reisende den rauchgeschwängerten Wagen der Nebenbahn verließ, die ihn von Offenburg her, eine Strecke lang dem Lauf der Kinzig folgend, in das stille Schwarzwaldsdorf gebracht hatte, das ihm zur Winterkur empfohlen worden war. Ueber Oberharmersbach schien sich an diesem Tage ein besonders starkes Unwetter zu entladen, so daß der Fremde völlig durchnäßt im Gasthaus zum „Freihof“ angekommen wäre, wenn der lange Umhang aus Leder und ein paar hohe, starke Reiterstiefel ihm keinen Schutz geboten hätten. Er schüttelte die schweren Regentropfen von seinen Ueberkleidern, grüßte, hing den Mantel an die Wand und nahm an dem großen Tisch Platz, der in der Nähe des glühenden Ofens stand. Der Feuerschein aus der halbgeöffneten Ofentür rötete nicht nur die kantigen Gesichter der Schwarzwälder Bauern, sondern ließ auch die Züge des Reisenden in glühvoller Tönung erscheinen, so daß man ihm die eben überstandene schwere Krankheit nicht so anmerkte und bei der stattlichen Figur und dem kräftigen Bart des Fremden eher auf einen Forstbeamten als auf einen Gelehrten geraten hätte. Erst als der Arzt aus dem nahen Zell sich am Stammtisch niederließ und die Herren sich miteinander bekannt machten, erfuhr die Tischgesellschaft, daß der Fremde ein Mann der Wissenschaft mit Namen Dr. Schröder sei.

Den Wirt vom „Freihof“ interessierte das in besonderem Maße, da sein Haus nicht selten von Künstlern und Schriftstellern

besucht wurde, die den alten Sitz der freien Gerichtsbarkeit auf die Leinwand bannen oder seine Geschichte kennen lernen wollten. Der Schwarm der Gäste hatte sich denn auch kaum verlaufen, als der Gast näher an den Wirt heranrückte, um mehr über den alten „Freihof“ zu erfahren. Das ausgezeichnete Abendessen und der gute Wein hatten alle Müdigkeit verschwenkt, und die beiden merkten gar nicht, wie die Zeit verrann, während der Wirt die Geschichte von dem Gehängten und dem Weiblein erzählte.

Das Reichstal von Harmersbach genoß früher die Rechte eines freien Staatsgebietes; es hatte einen Reichsvogt, der über Leben und Tod entschied, und der Galgen, der zwischen Ober- und Unterharmersbach seine gespenstischen Arme in den Himmel reckte, war Zeuge, daß oft hartes Gericht geübt wurde. Eines Tages hatte die hohe Obrigkeit den Lunzenbur ins Gefängnis gesteckt, weil er die Bewohner des Tals gegen den Reichsvogt aufgehetzt hatte. Ein allgemeiner Aufruhr der Bauern antwortete auf diesen Akt der Vergewaltigung. Als der Lunzenbur nach drei Monaten noch immer nicht zu seinem Weibe zurückkehren durfte, schwor man einen heiligen Eid, den Lunzenbur mit Gewalt zu befreien. Und eines Abends wurde ernst gemacht. Eine Schar junger Männer zog von Haus zu Haus und klopfte an alle Türen: „Hallo, wir wollen dem Lunzenbur die Freiheit bringen!“ Da wurde es lebendig im Tal; denn aus allen Häusern kamen die Jungen und die Alten mit Knütteln, Ketten und Schießprügeln; der „schwarze

Hans" mit einem schweren Schmiedehammer auf der Schulter, übernahm die Führung. Auch einige Frauen hatten sich dem Zuge angeschlossen. Kurz vor Zell machten die nächtlichen Truppen halt, und der Anführer ging mit zwei beherzten Männern voraus, um die Tore der Stadt zu untersuchen. Als sie nirgends Einlaß fanden, griff der schwarze Hans zu seinem Schmiedehammer und ließ das Schloß des schweren Tores springen. Die Befreier gelangten ungehindert vor das Rathaus, in dem der Lunzenbur gefangen saß. Die Gefängnistür krachte unter den wichtigen Schlägen des Hammers, und bald darauf erschien der schwarze Hans mit dem Lunzenbur auf der Straße, wo ihn ein hundertstimmiges Hurra empfing. Die Bürger von Zell aber krochen tiefer in ihre Betten und zogen sich die Decken über die Ohren, damit sie das Triumphgeschrei der Reichstaler Bauern nicht hörten.

Es war ein sonderbarer Zug, der nächtlernerweise über die Landstraße kam. Die Freude beschleunigte die Schritte der Bauern; nur ein paar vereinzelt Nachzügler folgten in kurzen oder längeren Zwischenräumen. Den Beschluß machte in weitem Abstände von dem lauten Trupp, der sich immer mehr von ihr entfernte, ein altes Weiblein, das aus Neugierige mitgezogen war, jetzt aber die Kraft verloren hatte, Schritt zu halten.

Pföblich durchfuhr sie ein jäher Schreck. Drüben stand der Galgen, an dem seit Wochen der Leichnam eines Raubmörders hing, den das letzte Halsgericht zum Tode durch den Strang verurteilt hatte. Eine wachsende Angst umklammerte die zitternden Knie der Alten, aber es half nichts, sie mußte unter dem Galgen hindurch. Der Sturm warf die Beine des Gehentken gegen einander, daß ihr Geflapper weithin hörbar war: ein schauerliches Toten-Äylophon.

Jetzt war die Alte nur noch wenige Schritte von dem Blutgerüst entfernt. Sie raffte ihre letzte schwache Kraft zusammen, zog das Kopftuch enger um ihre mageren Schultern und lief an dem Gehentken vorbei, als habe sie ein Hindernis im Sprung zu nehmen. Eben jagte ein heftiger Windstoß vom nahen Regelfopf herüber, und plötzlich jauchte etwas an dem Galgen herunter und klapperte durch das Gestrüpp des Grabens auf die Landstraße.

Die Alte lief, was ihre alten Beine halten wollten. Aber hinter ihr ertönte eine graulige Stimme: „Du bist die Älteste im Dorf. Mach dich bereit; denn deine Todesstunde hat geschlagen!“

Sie zitterte bis in ihre innerste Seele hinein; die Angst vor einem so plöblichen Tode ließ sie fast zusammenbrechen. Sie suchte, indem sie weiterlief, die Drohung des Knochenmannes zu entkräften: „Man ist nicht älter, als man sich fühlt . . . Es sind Leute im Dorf, die lieber sterben als ich.“

Aber der Mann vom Galgen schien seine Ansprüche nicht aufgeben zu wollen, und so begann ein Wettlauf zwischen den beiden, der für die Alte aller Voraussicht nach verhängnisvoll werden mußte. Schon perlte kalter Angstschweiß von ihren Schläfen. Da war es ihr, als raune ihr ein guter Geist ins Ohr: „Du kleinstütiges Herz, wie magst du so schnell verzagen. Wage den Kampf. Der Wille zum Leben kann Wunder tun!“

Pföblich schien es der Alten, als spüre sie in ihren Gliedern neue Kraft. Ihre Beine wurden gelenkig, ihre Schritte größer und schneller; der Knochenmann mußte gewaltig ansholen, um ihr wenigstens auf den Fersen zu bleiben. Noch ein Weilschen, dann hatte die Tapfere gesiegt, denn schon näherte sich die tolle Jagd dem „Freihof“, dessen hoher Turm ein erleuchtetes Fenster zeigte. Man hatte grade einen Holzdieb, der bei Nacht und Nebel erwischt worden war, eingeliefert, und der Wächter stand mit dem ungefügigen Schlüsselbunde in der kleinen eisernen Tür, als das heimliche Paar vor dem Gefängnis anlangte. Eben streckte das Gespenst seine Knochenhand nach dem Weiblein aus, als der Wächter herzusprang, um den beiden verdächtigen Nachtwögeln ins Gesicht zu leuchten. Und wie er die Laterne hob, stand vor ihm ein junges, blühendes Schwarzwaldmädchel mit roten Backen und langen Böpsen, das lachte dem Tod ins erstarrte Gesicht, zum Zeichen, daß es vor ihm sicher sei.

Der Knocherne sah sich geprellt. Er sprang mit einem riesigen Satz an dem Wächter vorbei in den Turm und schlug die Tür mit furchtbarem Getöse zu. Als am andern Tage beherzte Männer nach ihm suchten, fanden sie nichts als ein Loch im Boden, das stark nach Blei und Schwefel roch.

Seitdem erzählte man im Harmersbacher Thal allerlei Spukgeschichten, und ängstliche Gemüter behaupteten noch nach langer Zeit, den Knochenmann in mittlernächtlicher Stunde gesehen oder gehört zu haben. Bald war er im Gasthof zur Stube verschwunden, wo die Richter einst das Halsgericht verkündet hatten, bald war er hinter der Scheune des „Freihofs“ aufgetaucht, um die Bauern zu narren und die Kinder in Angst und Schrecken zu versetzen . . .

Der Gast hatte, während er dem vorzüglichen Wein zusprach, der Erzählung des Wirtes mit großem Interesse gelauscht. Nur manchmal hatte sich sein Blick nach dem Schantisch verloren, hinter dem des Wirtes schmucke Tochter hantierte. Die junge Schwarzwaldlerin hatte die Blicke wohl bemerkt, und sie war für ihre Wärme nicht unempfindlich, wie Dr. Schröder mit großem Wohlbehagen konstatierte.

Die letzten Gäste verzogen sich bald; nur der Gelehrte blieb vor seinem Glase sitzen, bis er die Strapazen der Reise zu fühlen begann und den Wirt bat, ihm sein Zimmer zu zeigen. Da alle

Räume im „Freihof“ selbst vermietet waren, blieb dem Wirt keine andere Wahl, als den Fremden im Nebenhause unterzubringen, das erst vor kurzem in den Besitz des „Freihof“-Wirtes übergegangen war und neben mehreren Zimmern für die Gäste, die Schlafräume für seine erwachsenen Söhne und Töchter enthielt.

Die Männer schritten über den kleinen Platz, der die Gebäude voneinander trennte, an Scheune und Stallung vorbei, und betraten das Haus, dessen gepflasterter Flur laut von ihren Schritten widerhallte. Der Mond warf sein Licht durch die unbehaglichen Fenster des Treppenhauses und ließ die Schatten der Männer in Ueberlebensgröße an den Wänden entlang huschen. Der Regen hatte aufgehört; außer den überfüllten Rinnsteinen, die draußen mit den Geistern der Nacht Zwiegespräche hielten, ließ nur die Einsilbigkeit der tropfenden Dachrinne auf das überstandene Unwetter schließen.

Dr. Schröder öffnete das Fenster, um die rätselhaften Gebilde zu bewundern, die der Wind mit gespenstlicher Schere aus den eiligen Wolken schneit. Schneller aber und phantastischer als die jagenden Luftgebilde waren die Erscheinungen seiner Gedankenwelt. Er schloß das Fenster, entkleidete sich und versuchte zu schlafen. Die Eindrücke des Tages gaben ihn noch nicht frei; sein seit der Krankheit besonders sensibler Gehirn reagierte auf jede Welle, die die Schweigsamkeit der Nacht unterbrach, und als er dann endlich einschlief, spann seine erregte Einbildungskraft geheimnisvolle Fäden von der Vergangenheit zur Gegenwart. Er sah den leeren Galgen, hörte das Klappern des unseligen Knochenmannes, der das Weiblein einzuholen suchte und erkannte schließlich in den Zügen der tapferen Bäuerin, die dem Gespenst lachend die sehnigen Arme zeigte, das anmutige Wirtstochterlein, das ihm mit funkeln Augen den „Clevener“ kredenzte hatte.

Er redete lehnend die Arme und zuckte plöblich beseligt zusammen. Seine Hand hatte einen runden Arm berührt. Er fühlte behutsam weiter, ließ seine Finger über die dichten Flechten gleiten, die den Kopf des Mädchens bekränzten und streichelte leise Wangen und Stirn. Der Clevener hat, wie männlich bekannt, eine wilde Phantasie und tobte selbst in dem Mann der Wissenschaft. Allmählich begann Dr. Schröder darüber nachzugrübeln, wie das Mädchen zu ihm, oder er zu ihr gekommen sei. Erst jetzt sah er, daß er in einem breiten überdachten Doppelbett lag, einem Himmelbett in ländlichem Stil. Wie sonderbar, daß er das alles beim Schlafengehen nicht bemerkt hatte. War er genachtwandelt und hatte er sich dann im Zimmer geirrt? Wie er sich auch quälte, er konnte den Schleier dieses Geheimnisses nicht lüften. Aber ein tiefes Glücksempfinden begleitete ihn den ganzen folgenden Tag, und wenn die Tochter des Wirtes ihm begegnete, hob er den Blick zu ihr empor wie zu einem wundertätigen Madonnenbild.

Der Wirt war überrascht, den neuen Hausgenossen am Frühstückstisch so nachdenklich und wortkarg zu finden. War das der vergnügte Gast vom vorhergehenden Abend? Das heimliche Freudenfeuer in seiner Brust sah er nicht, so lichterloh seine Flamme auch brannte. Viel schlummer aber war es, daß Dr. Schröder selber sich über sein Erlebnis nicht recht im Klaren war. Denn den sonnigen Minuten seligster Ueberzeugung folgten zermarternde Augenblicke des Zweifels, ob der nächtliche Besuch Wirklichkeit oder Traum gewesen war. Er fühlte, daß die dauernde Ungewißheit ihm den Verstand rauben müsse, und er war fast entschlossen, der Sache in der kommenden Nacht auf den Grund zu gehen, wenn er im Augenblick auch noch nicht wußte, auf welchem Wege er am sichersten zum Ziele gelangen werde.

Der Abend kam auf Schneedenfüßen. Der „Clevener“ schmeckte wieder wie Götterwein; aber es fehlte die anregende Gesellschaft. Dr. Schröder konnte deshalb ungestört seinen Gedanken nachgehen. Sie drehten sich immer um den gleichen Mittelpunkt und endigten in dem Beschluß, doch lieber nichts zu unternehmen. Die Ehre des Wirtstochterleins verlangte nicht nur die allerstrengste Verschwiegenheit; sie durfte auch nicht durch eine verdächtige Situation gefährdet werden. So kletterte Dr. Schröder denn schon bald nach dem Abendessen die Treppe im Nebenhause empor, um sich zur Ruhe zu begeben. Seine Müdigkeit war größer, als er sich gesehen wollte. Da der Wind vor die wackeligen Fensterläden stieß, zog er sich die Decke fester als sonst über die Ohren. So kam es, daß er nicht einmal mehr die zehnte Stunde schlagen hörte.

Mitternacht war noch nicht vorüber, als der Gast ein Geräusch zu hören glaubte. Er lauschte mit fieberndem Puls . . . Kein Zweifel: dicht neben ihm flüsterte eine Mädchenstimme seinen Namen. Er tastete mit der Hand über das breite Kissen, auf dem er lag . . . Das war ihr Arm! Der verlangende Arm, der ihn gestern umschlang! Und hörte er nicht eine bange Frage?

„Ja“, rief er laut, „nun bist du an deinem Platz. Das Schicksal hat mich in dieses Haus geführt und die Stunde unieres Glückes bestimmt.“

Aber ein neidischer Nachtgeist hatte gewacht . . . Der schickte den Knecht noch spät auf den Speicher des Hauses, um Kleinstholz zu holen. Als der Knecht an dem Zimmer Dr. Schröders vorbei kam, hörte er lautes Sprechen. Er machte halt. Da vernahm er Worte der Leidenschaft, wie sein Ohr sie noch nie vernommen hatte. Nun hörte er gar den Namen der Wirtstochter nennen, und er erinnerte sich plöblich daran, daß der Herr Doktor der Luise gleich am ersten Tage sehr verliebte Blicke zugeworfen hatte. Da stimmte also etwas nicht; denn was er da eben gehört

hatte, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sollte er zugeben, daß das schönste Schwarzwaldmädchen des Tals von einem fremden Herrn aus der Stadt weggeheiratet würde? Wer bürgte überhaupt dafür, daß die Verlobung, die da um Mitternacht ohne die Eltern der Braut gefeiert wurde, ernst gemeint war.

„Wenn der Herr Doktor es ehrlich meint, braucht er die Braut nicht zu stehlen!“ Mit diesen Worten erschien der Knecht zwei Minuten später vor dem erstaunten Wirt, der seinen Ohren nicht trauen wollte, als er erfuhr, daß seine Luise bei dem neuen Gast im Zimmer sei. Die Hand hätte er für sie ins Feuer gelegt.

Die Wirtin, die in der Kammer neben der Wirtshaus schloß, war bei der lauten Unterhaltung der Männer erwacht. Im Augenblick hatte sie eine dicke Nachtsacke über die Schultern gezogen. Sie fühlte sich als heimlich Verbündete ihrer Tochter und folgte ihrem Manne auf dem Fuße, fest entschlossen, die Ehre ihres Kindes gegen die freche Verleumdung des Knechtes zu verteidigen.

Dann standen die drei vor dem Zimmer des Gastes. Es herrschte tiefe Stille. Der Wirt drückte leise auf die Klinke. Die Tür war verschlossen. Die Mutter warf dem Knecht einen strafenden Blick zu. Der Wirt, noch unerschrocken, was er beginnen sollte, wippte erregt von einem Bein auf das andere.

In diesem Augenblick hörte man im Zimmer sprechen. „Also doch!“ Den Wirt überließ es kalt. Es war Dr. Schröders Stimme. Zweimal hatte er den Namen seiner Luise genannt. Der Wirt war außer sich. Er klopfte mit dem Schaft seines Taschensmessers an die Tür, daß der harte Ton das ganze Haus durchhallte.

Dr. Schröder fuhr empor: „Was ist?“

Richard Zoosmann / Die lächelnde Klio

Klio, die Verkünderin ruhmvoller Taten der Vergangenheit, daher Muse der Geschichte genannt, wird als eine lorbeerkrönte Göttin voll Ernst und Feierlichkeit dargestellt. Obwohl aber Historiker und Philosophen behaupten, daß der größte Teil der in ihren sog. ehernen Tafeln ausgezeichneten Geschichten nur Schilderungen von man. gschäftem Glend, Stolz, Ehrsucht, Rache, Empörungsgelust und Heuchelei enthalten, so darf man doch nicht übersehen, daß sie auch zu lächeln und andere zum Lachen zu bringen versteht. Oder lächelt man nicht, wenn man liest, daß Kaiser Augustus, der unumstößliche Herrscher, der alle Macht der damaligen Welt in Händen hielt, dem man Tempel errichtete, dessen Wink Hunderte dem Tode ausliefern konnte, beim Gewitter sich in seines Palastes tiefsten Keller verbarg, weil er den Donner nicht ertragen konnte, und sich von seinem Leibdiener das göttliche Haupt mit Decken verhüllen ließ. Und von der gleichen Angst berichtet ja Fritz Reuter in seinem Dörschlänking. — Jäsar erfand den Lorbeerkranz für sein Haupt, um die darauf befindliche häßliche Venle, einen sog. Gräßbeutel, zu verdecken. Die Großen haben eben auch ihre Schwächen, denn sie sind Menschen; und wir wollen der Klio dankbar sein, daß sie der Nachwelt auch menschlich-allzumenschliche Züge vermittelt hat. Vor einem Kammerdiener gibt es eben keinen Helden; es sei denn, daß der Held keinen Kammerdiener habe. Kerges war aber doch nicht so töricht, daß er den Hellespont mit Ruten schlagen ließ, weil er die vom König erbaute Brücke zerstörte (wie Herodot berichtet), sondern Kerges hat aus der Erfahrung gelernt und einen Uebergang durch die Legung von Faschinen (Rutenbündeln) versucht. Von Alexander dem Großen wird erzählt, daß ihm ein Baktrer einen Helm voll Wasser darbot, das er aus einer Pfütze geschöpft hatte, als der König mit seinen dürstenden Truppen durch schatten- und wasserlose Strecken des hieglühenden Mienis zog. Aber Alexander goß das Wasser aus und sagte, daß es einem Feldherrn schlecht anstünde, sich zu laben, statt mit seinen Soldaten zu dürsten. Klio berichtet, daß der König sich jedoch nach dem Jubel der durch diese Enthaltbarkeit begeisterten Krieger alsbald in sein Zelt zurückgezogen und auf weichen Polstern an der Seite der reizenden Roxane süßen Wein habe schmecken lassen. Lächeln muß man auch über Lord Volingbroke, der es verstanden hatte, den vermaledeiten Spanischen Erbfolgekrieg, der volle vierzehn Jahre lang Europa durchschütterte, trotz allem Hin- und Hergerre endlich zum Abschluß zu bringen. Der Minister besand sich grade bei einem Schäferstündchen mit seiner Geliebten Pultney, als ihm der Kammerdiener den Friedensvertrag zur Unterzeichnung vorlegte. Zu faul, sich vom Aufbett zu erheben und an den Schreibtisch zu gehen, ließ er sich die eingetauchte Feder reichen, bat seine Freundin, sich umzudrehen, und unterzeichnete auf ihrem Rücken den Frieden von Utrecht. Kaiser Siegißmund und Papst Eugenius, beides sehr wichtige Leute, saßen einst zu Rom gemächlich beim Mahle. Als der Wein die Zungen gelöst hatte, sagte der Papst: „Wie sind wir beide einander doch so ungleich in drei Gewohnheiten! Ich stehe gern spät auf; Ihr, Herr Kaiser, geht schon frühmorgens zur Jagd. Mir wird es nicht schwer, bei Brot und Wasser zufrieden zu sein; Ihr liebt Wein und Gaumengenuß. Als Diener der Kirche gehorche ich dem Zölibat; Ihr steigt jedem hübschen Weib-

„Das werden wir gleich sehen“, rief der Wirt. „Definen Sie sofort!“

„Einen Augenblick bitte; ich ziehe nur meinen Schlafrock über.“

Dann knirschte der alte Schlüssel im Schloß, und die Tür sprang auf. Da stand mit gerötetem Kopf der Wirt; daneben seine Frau. Der Knecht schob seinen langen Hals bald rechts, bald links. Denn kein Auge konnte entdecken, was es suchte. Die bitterer Hohn Klang es, als Dr. Schröder höflich fragte, womit er in so später Stunde dienen könne. Der Wirt sah sich fragend nach dem Angeber um. Aber der Knecht gab seine Sache noch nicht verloren. Er warf sich auf die Erde und fuhr mit einem Stock unter das Bett, als wolle er ein verborgenes Nest ausheben. Alle Versuche, irgend etwas Verstecktes zu entdecken, oder gar einen Menschen aus der Unterwelt hervorzuholen, waren vergeblich.

Erst jetzt kam die beglückte Wirtin auf den Gedanken, nach der Tochter selber zu schauen. Sie fand Luise in tiefem Schlaf. Das Ohr der Mutter vernahm die ruhigen Atemzüge des Kindes durch die verschlossene Tür. Luise selbst ahnte nichts von dem Abenteuer, das der Gast in ihrem Hause erlebte.

Den Wirt hat der Arzt am Stammtisch bald darauf in einer stillen Stunde über die Gewalt der Träume und die erhöhte Erregbarkeit empfindlicher Menschen nach schwerer Krankheit belehrt. „Auch meine Abi träumt zuweilen laut!, nicht er befriedigt. Dann stieg er in den Keller und holte eine große Karaffe mit seinem besten Wein herauf. Nur der Knecht ist über die erlebten Dinge nicht mit sich ins reine gekommen. An Träume von solcher Deutlichkeit konnte er nicht glauben; da hielt er es schon lieber mit dem Spuk, der noch immer im Freihof sein Wesen treiben sollte. Die letzte Nacht hatte es ihm von neuem bewiesen.

bild nach!“ Da lachte der Kaiser und erwiderte: „Wir sind uns aber auch in drei Gewohnheiten ähnlich, Euer Heiligkeit! Ihr habt die Handgicht, mich zwackt in den Füßen. Ihr verschwendet den Gnadenschatz der Kirche, und ich habe stets Ebbe in meiner Schatulle. Und drittens richtet Ihr die Kirche zugrunde, und ich das Reich!“ Abas erinnert an den Stoßseufzer von Kaiser Max I.: „Ewiger Gott, wenn du nicht wachtest, wie schlimm stünde es um die Welt, die wir regieren: ich ein armer Jägermann und Papst Julius II. ein Bösewicht und Trunkenbold.“ Da lächelt Klio wieder! Der Kanossengang Heinrichs IV. hat sich auch keineswegs so tragisch abgespielt, als es überliefert wird. Der Kaiser hat nicht drei Tage lang in Schnee und Kälte, nur mit härenem Hemd bekleidet, vor der Burg gestanden; er hat diese Zeit im Gebäude des zweiten Hofes in Gesellschaft der Dienstleute verbracht, wohlversorgt mit Nahrung und Kleidung, ehe er vom Papst im Gebäude des innersten Hofes empfangen wurde. Wer hat nicht im Schlosse von Chillon, verleitet durch Byrons währende Dichtung, um den edeln Bonivard getrauert, der dort vier Jahre (zwei davon in wilder Gefangenschaft) saß? Er hat es gut überstanden und hat sich nach seiner Freilassung noch einmal verheiratet, wurde auch wegen licherlichen Lebenswandels vom Heiser Rat zum Kirchenbesuch zweimal in der Woche verurteilt. Dies erwähnt Byron natürlich nicht, und die mitgefängenen Brüder sind des Dichters Erfindung, um die Sache rührender zu machen. Klio war hier wahrheitsliebender. Der Londoner Rothschild hatte 1815 im Hauptquartier Wellingtons der Schlacht bei Waterloo beigewohnt. Sowie sie zu Ungunsten Napoleons entschieden war, ritt Nathan nach Brüssel. Hier gelang es ihm, für Geld und gute Worte einen Silwagen nach Ostende zu bekommen, von wo er gegen Hinterlegung von 20000 Francs in einem kleinen Boot, bei fürchterlichem Sturm, ohne Tag- und Nachtruhe, die britische Küste ansteuerte, bis er, zu Pferde und zu Wagen, mehr tot als lebendig endlich London erreichte. So schlug er den amtlichen Kurier um 24 Stunden. Schleunigst ließ er an der Börse, die an Blüchers Niederlage glaubte, durch Strohmannen den Markt mit Papieren überschwemmen, die er nach dem ungeheuren Kurssturz sämtlich wieder aufkaufte. Als der Sieg Blüchers bekannt wurde, hatte der „weise Nathan“ mehr als 20 Millionen Mark verdient. So entstand das geflügelte Wortspiel: Die Verbündeten haben die Schlacht bei Waterloo gewonnen, die Rothschilds aber haben sie verdient. — Nach Napoleons schändlichem Mord am Herzog von Enghien erschien eine Karikatur, die Napoleon zeigte, den Kopf des Ermordeten in der Hand, mit dessen Blut er Joseph, Ludwig und Murat besprengt und dazu sagt: „Je vous fais princes da sang.“ (Ich mache Euch zu Prinzen von Geblüt.) — Klio kann auch satirisch sein! Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges wird auf den 23. Mai 1618 angelegt, als die Böhmen unter Führung des Grafen Thurn die kaiserlichen Statthalter Martiniz und Slavata samt dem Geheimschreiber Fabricius aus dem Fenster warfen, wobei jedoch alle drei mit dem Leben davonkamen. Fabricius fiel als letzter (wie es sich seinem subalternen Range gezieme) auf die beiden Vorgesetzten und erhob sich mit höflicher Entschuldigung wegen seines groben Betragens den hochgeborenen Herren gegenüber. — Ob hier Klios Griffel aus-

gerichtet ist, um einen guten Scherz zu machen, weiß man nicht. Wie aus Sage Geschichte wird, lehren manche Blätter im Buche des Weltgeschehens. Der Triumphzug des Germanicus hat nie so stattgefunden, wie er uns überliefert wurde. Weder Siegmuntus noch Thunelba, Thumelens u. a., sondern gefangene Sklaven und sonstige Gefangene wurden dem süßen Pöbel Roms vorgeführt, dem man mit den Verwandten Armins in so demütiger Lage schmeicheln mußte. Heinrich der Finkler hat nie dem Vogelzug gehuldigt; Ludwig der Springer ist nie vom Viehstehlen bei Halle in die Saale gesprungen. Er verdankt seinen Namen einem Mißverständnis des Chronisten, der — verfährt von dem kühnen salto mortale — aus dem falschen Grafen (Salus) einen springenden Grafen machte: Also verstand hier wohl nicht so gut Lateinisch wie Griechisch.

Das Ei des Kolumbus — sicherlich von einer Ente gelegt — und das Ei des frommen Schweppermann gehören zu den faulen Eiern. Brunelleschi war es, der das Ei auf die Spitze stellte,

um damit seinen Widersachern zu zeigen, wie er die von ihnen als möglich bezweifelte Kirchentempel herstellen wollte, die in der Tat die Form eines an der Spitze eingedrückten Eies hat. Nirgends steht geschrieben, daß Schweppermann nach der Schlacht bei Mühlbühl zwei Eier bekommen hätte; ja sein Name wird nicht einmal erwähnt. Auch andere sog. „Schlachtaneddoten“ hat die Legende der Altd in die „Schube geschoben“, was sie sich lächelnd gefallen ließ. Friedrich der Große hat in der Schlacht von Kolin den fliehenden Soldaten nicht zugerufen: „Ihr verfluchten Kerls, wollt ihr denn ewig leben?“ Man sieht, die Weltgeschichte als Weltgericht hat ebenso wie jedes irdische Gericht seine unschuldig Verurteilten. Es mißt sich eben bei jedem Geschichtsschreiber ein subjektives Element in die sachlichste Darstellung der Begebenheiten mit ein, da immer Leidenschaft und Mitgefühl der nachschaffenden Phantasie die hier und da vorhandenen Lücken der Ueberlieferung auszufüllen geneigt ist. Und eine Geschichtsschreibung ist daher auch immer Kunst und Wissenschaft zugleich, das heißt: gleich Dichtung und Wahrheit.

Hermann Bink / Alt-Badener Hausinschriften

Der Hauspruch, das Merkzeichen des individuellen Charakters des Hauses verschwindet immer mehr und mehr, um so näher liegt die Veranlassung, das noch von ihnen Vorhandene zu sammeln und zu betrachten. Die Hausinschriften gewähren für die nationale Physiognomie unsres Volkes ein reges Interesse. Das Volksepigramm kann dem Volksliede sehr treffend zur Seite gesetzt werden. Wie das deutsche Volkslied, ist das deutsche Volksepigramm eine anspruchslose Feldblume, deren Duft und Farbe aber neben den anserlesenenstern Bierpflanzen Anspruch auf Pietät und Wertschätzung hat. Hier gilt es, alte Badener Hausinschriften zu betrachten. Alexander von Humboldt hat einmal gesagt: „Der Mensch trägt den Charakter der Scholle, die er bewohnt!“ Mögen die nachstehenden Inschriften ein wenig von dem Charakter alter Badenser plaudern.

Zu Billingen findet sich ein schöner Spruch, der auch für jedes andere Haus paßt:

„Mit Gott sang an, mit Gott hör' auf,
Das ist der schönste Lebenslauf.“

Ein anderer Billinger Bürger spricht:

„So mach' ich denn zu jeder Stund
Mit meinem Hause diesen Bund:
Wiß alles Volk auch von ihm geru,
Ich und mein Haus stehn bei dem Herrn.“

Diesem beiden Sprüchen schließt sich ein dritter Billinger an:

„Du wollest, Herr, um Christi Willen
Dies Haus mit allem Segen füllen.“

Im Dorfe Au bei Freiburg befindet sich ein Hauspruch, der in mancherlei Variationen auch anderswo im Deutschen Reich zu finden ist:

„Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Ich gehe aus, du gehst ein.
Mein! wer wird wohl der Letzte sein?“

Ähnlich klingt dieser Dreizeiler an einem Hause zu Barental am Feldberg:

„Das Gut ist mein und doch nicht mein,
Man führt mich hinaus, und kommt ein anderer hinein,
Ach Gott, wer wird der Letzte sein.“

Belehrend wird eine Aufschrift eines Schwarzwälder Hausens:

„Ich Aff' steh und gaff,
Und weil ich gaff und steh,
So könnt ich weiter geh.“

Ein anderer Schwarzwälder spricht:

„Ich achte meine Hasser
Wie das Regenwasser,
Welches ist gar bald vorbei,
Und wenn sie mich schon meiden,
So müssen sie doch leiden,
Daß Gott mein Helfer sei.“

Ein anderer Nachbar gibt die Mahnung:

„Wer ein- und ausgeht zu der Thür,
Der soll bedenken für und für,
Daß unser Heiland Jesu Christ
Die rechte Thür im Leben ist.“

In der Veranda eines Wohnhauses zu Heidelberg steht zu lesen:

„Weisheit regiere — Friede walle —
Liebe wohne — Arbeit wirke — Ehre ziere —
Freude lohne — Treue halte.“

Ein Wirtshaus Badens trägt auf seinem Schild:

„Ein fröhlich Gemüt und edler Wein,
Die mögen hier oftmals beliammen sein.“

Ein Gasthaus „Zur guten Stunde“ ladet den Besucher ein:
„Willst Wandrer stets willkommen sein,
So lehr zur guten Stunde ein.“

Ein Bürger Heidelbergs, namens Joh. Dornius, fordert seine Besucher auf:

„Freund, der du kommst an diese Tür,
Sag' kürzlich dein Begehren mir,
Oder sei mir beilich hier.“

Das Heidelberger Rathaus vom Jahre 1601 enthielt folgende Inschrift:

„Die Obrigkeit an seine statt
Auf Erden Gott verordnet hat:
Daß sie ein jedes Recht verschaff,
Die Frommen schütz, die Bösen straff:
Und daß man ihr gehorcht mit Fleiß,
Wann nur nicht sünd ist ihr Fleiß.
Friedrich der vierdt des Namens ist
In Churfürstlicher Hoheit sit.
Der glimpff und ernst dermaßen übt,
Daß ihn das Volk fürchtet und liebt.
Solch Regiment ist lobens wärdt,
Sol den Leuthen, den' s'Gott bescheidt.“

J. L. Weidner erwähnt in seinem Werke: Deutsche Apophthegmata eine Inschrift zu Heidelberg in der Vorstadt an des Königs Haus, die lautet:

„Wo die Landsknecht siedeln und braten,
Und die geistliche zu weltlichen Sachen raten,
Und die Weiber führen das Regiment,
Daraus wird selten ein gutes end.“

In demselben Werke ist ein weiterer Hauspruch „an eines vornehmen Herrn Haus“ erwähnt:

„Wer des morgens früh aufsteht,
Sein hand ins Wirtshaus waschen geht,
Ach Gott wie selten
Thut der sein Nachbarn gut abgelten.“

An einer ländlichen Herberge stand einmal:

„Willkom ihr lieben Gäst,
Um Geld gibt man euch das best,
Wollt ihr aber borgen,
So kompt über morgen,
Dann heut ist der Tag,
Daß der Wirth nicht borgen mag.“

Ein bauerfahrener Baueremann schrieb an seine Tür:

„Bawen ist ihm ein lust, nur daß viel kost,
Das hat Velden nicht gewost.“

Von dem Elend der Armen berichtet ein aus dem 15. Jahrhundert datirender Hauspruch:

„Ach Gott laß dich erbarmen,
Die Reichen fressen die Armen,
Als dann der Teuffel die Reiche,
So werden sie gefressen zu gleiche.“

Zu denken gibt ein Spruch aus dem 16. Jahrhundert:

„Bedenk Mensch, wie fröhlich es da seyn mag,
Da tausend Jahr wird seyn ein Tag,
Und wie betrübt es seyn alldar,
Da ein Tag wird seyn tausend Jahr.“

Mögen die erwähnten Hausinschriften allen denen zum fröhlichen und freundlichen Grusse empfohlen sein, die, um mit Gottfried Herder zu sprechen: „den Verstand haben, ihren Verstand zu fassen, und Gefühl, die naive Schönheit des Ausdrucks zu fühlen.“

Deutsches Haus, deutsches Land,
Schirm es Gott mit starker Hand!“